

Mein Großvater Johann Arnold Sangewiesche.

Wann mein Großvater geboren, habe ich nicht genau ermitteln können. Da er bei dem Tode seiner Eltern — der Vater starb 1754, die Mutter 1755 — etwa fünf Jahre alt gewesen, so wird er um das Jahr 1750 geboren sein. Er starb am 12. Februar 1815.

Einer von seiner Hand geschriebenen Familien-Chronik in seiner Hausbibel entnehme ich folgende Aufzeichnungen:

„Im Rahmen des Dreieinigen Gottes habe ich den 23. Marty 1776 meine Haushaltung angefangen. Gott gebe dazu Gnade und Segen. Amen.“

„Den 27. März virb. bin ich im Rahmen Gottes in den heiligen Ehestand getreten mit Catharina Maria Spennemann von Diefhausen.“

„1792 den 10. Jan. hat es Gott gefallen, meine geliebteste Ehegattin aus dieser Zeitlichkeit in seine frohe Ewigkeit zu nehmen.“

„1792 ^{Sept} 8 (8. Oktober) bin ich im Rahmen Gottes in die zweite Ehe getreten mit meiner Jungfer Schwiegerin Christina Elisabeth Spennemann. Der Allerhöchste gebe dazu uns seinen Segen.“

Dieselbe Familien-Chronik berichtet, daß ihm sieben Kinder aus erster Ehe und sieben Kinder aus zweiter Ehe geboren wurden, von denen jedoch nur Carl Wilhelm und Friederich aus erster Ehe und Johann Arnold, Heinrich, Auguste und Wilhelm aus zweiter Ehe ihn überlebt haben.

Einen Einblick in den damaligen Verwandtenkreis des Großvaters gewährt das von seiner Hand geschriebene Verzeichnis der Paten seiner Kinder, dem ich folgende Namen entnehme:

Maria Katharina Feldhaus, geb. Langewiesche (Schwester des Großvaters). — Maria Sophia Lohmann, geb. Langewiesche. — Maria Christina Nittershaus, geb. Langewiesche. — Johann Mathias Spennemann. — Catharina Sibilla Spennemann. — Anna Catharina Spennemann, geb. Siepermann, von großen Siepen. — Henrich Rudolph Spennemann. — Maria Catharina Wirminghaus, geb. Spennemann. — Henrich Ernst Spennemann, am Holte. — Schwiegerin Christina Elisabeth Spennemann (später zweite Frau des Großvaters). — Catharina Sibilla Braß, geb. Spennemann. — Frau Tante Spennemann, an Harmann's Haus. — Frau Nichte Spennemann, auf den Spehen. — Karl Wilhelm Seldinghaus. — Caspar Wilhelm Seldinghaus. — Vetter Joh. Arnold Brand. — Vetter Diederich Ernst Stoeter. — Vetter Johannes Nieder-Ledebusch. — Vetter Peter Henrich Ledebusch. — Wilhelmina Braselmann. — Frau Nichte auf der Obergethe, geb. Braß. — Frau Lohmann, geb. Hellman. — Vetter Henrich Casp. Brand in Hamburg. — Vetter Joh. Ambrosius Brand in Kahlenbeck. — Frau Schwiegerin Feldhaus. — Frau Schwiegerin Ledebusch von Dießhausen. — Vetter Joh. Friedr. Lohmann auf dem Hauße Witten. — Schwager Joh. Pet. Wirminghaus. — Vetter Joh. Casp. Wöndtshaus. — Jungfer Nichte Lisette Peterßen. — Frau Nichte Busch. — Schwager Peter Braß auf Scheven. — Vetter Abraham Wülfing am Haspel. — Frau Nichte Mertens. — Vetter J. Georg Dröghorn. — Frau Stock, geb. Ledebusch, auf Boffel. — Frau Nichte Braselmann, geb. Brödt. — Friedr. Braselmann in der Schönebeck bei Schwelm. — Frau Spannagel. — Joh. Casp. Ledebusch auf Nieder-Drain. — Karoline Wirminghaus auf Schweflinghausen. — Cath. Sibilla Wirminghaus, geb. Ledebusch, auf Dießhausen.

Aber um auch von seiner frühen Kindheit erzählen zu können, muß ich mir meine Großmutter, seine zweite Frau, zurückrufen. Denn aus ihrem Munde erfuhren wir Manches aus Großvaters Zeit und ihrer eigenen. Nichts lieberes gab es für uns, als wenn „Im Dämmerstündchen zur Winterzeit“ die Großmutter ihr Spinnrädchen zur Seite schob und sich zum Ausruhen in den Sorgenstuhl zurücklehnte, die fleißigen

Hände gefaltet im Schoße. Dann waren wir bald um sie herum! „Erzählen, Großmutter, erzählen!“ „Ja, ich weiß nichts mehr.“ „Doch, doch, Großmutter, aus der Franzosenzeit, und als der Vater noch klein war, und als er alle die blanken Knöpfe an seinem neuen Kittelchen sich von großen Zungen hatte herausschneiden lassen und dafür Knicker bekommen hatte, und überall, wo ein Knopf gefessen hatte, jetzt ein Loch war.“ — „Ja, da hat er Schläge gekriegt, und das könnt ihr ja auswendig.“ — „Ja, dann, als der Großvater noch klein war.“ — „Wißt ihr auch!“ — „O, das macht nichts, erzähle du es noch einmal, bitte, bitte, Großmutter!“ — Und immer that sie es, und besonders gern erzählte sie von ihrem seligen Manne, unserem Großvater. Und wir hörten eins von ihm so besonders gern, weil wir jedesmal dabei weinen mußten. So hatte die Großmutter denn bald das Kleinste auf ihren Schoß genommen und nun ging es an:

„Ja, also im Jahre siebzehnhundert vierundfünfzig ist es gewesen. Da war euer Großvater ein kleines Jüngelchen von etwa fünf Jahren, und er hatte noch eine kleine Schwester und ein ganz kleines Brüderchen. Da ist den Kindern ihr Vater in ganz jungen Jahren gestorben. Die Mutter aber war von schwacher Gesundheit, und sie hatte ihren Mann so lieb gehabt, daß sie in tiefe Traurigkeit verfiel und immer elender und schwächer wurde. Als das Frühjahr wieder gekommen, und noch kein volles Jahr nach ihres Mannes Tode, da hat sie gewußt, daß sie nun bald auch sterben müsse. Da hat die Mutter ihres verstorbenen Mannes ihre drei kleinen Kinder an ihr Sterbebette bringen müssen. Sie hat die Lippen lange bewegt und hat still gebetet. Sie hat darauf die Kinder alle geküßt und gesegnet. Und dann hat sie eurem Großvater, der der älteste der Kleinen war und schluchzend am Bette seines Mütterleins auf den Knien gelegen, die Hände auf den Kopf gelegt und hat laut und vernehm-

lich gesagt: „Arnold, halte Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigst, noch thuest wider Gottes Gebot.“ Und kurz darnach ist sie selig verschieden. Euer Großvater hat das mir und unseren Kindern wohl hundertmal erzählt, denn diese letzten Worte seines Mütterchens haben sich tief in sein Kinderherz eingeprägt, haben's auch die Großmütter ihm oftmals neu ins Gedächtnis gerufen, und er hat vielfach gesagt, daß die Mutter mit dem Spruche ihm eine gute Wehr und Waffen auf den Lebensweg gegeben. So oft eine Versuchung zum Bösen an ihn herangetreten wäre, hätte er vor Augen gehabt, wie sein sterbendes Mütterlein ihre Hände ihm auf sein Kindeshaupt gelegt, und jedesmal habe er alsdann die Worte von dazumalen wieder zu hören vermeint. Und darum durfte auch der Großvater am Abend seines Lebens — er ist nur 65 Jahre alt geworden — bei aller Demut wohl in Wahrheit auf einen in treuer Pflichterfüllung und aufrichtiger Gottesfurcht geführten Wandel zurückblicken. Er hat bis an sein seliges Ende stets mit dankbarer Liebe seiner Mutter gedacht, deren Bild er jung und schön in seiner Erinnerung bewahrte.“

So erzählte die Großmutter; ich meine, viel anmutender für uns Kinder, als ich es heute wiederzugeben vermag. Ich habe oft gedacht, die Großmutter habe in ihrer Weise zu erzählen etwas von der Art, in der die biblischen Geschichten des Alten Testaments von Ruth, Tobias u. a. geschrieben sind, an sich gehabt: so schlicht und einfach, ohne viel unnöthiges Beiwerk.

Jedenfalls hat denn auch der Großvater eine ganz gediegene Erziehung und eine in jener Zeit in den Schichten der Landleute ungewöhnliche, hervorragende Schulbildung genossen. Er hat verstanden, seinen Gedanken eine klare, knappe Form, sowohl im mündlichen als schriftlichen Ausdruck, zu geben, fern von der schwülstigen Weise, die in jener

Zeit überwiegend gebräuchlich gewesen ist. Durch verschiedene nachgelassene Briefe und andere Schriftstücke wurde das bestätigt.

Unser Großvater hatte einen tief religiösen Sinn, und er hat nach dieser Richtung hin viel gedacht und geforscht. Ich erinnere mich eines langen, von seiner Hand geschriebenen Gedichtes, das betitelt war: „Glaubensbekenntniß von einem Wahrheitsfucher“. Die Verse sind mir nicht mehr erinnerlich, nur eine Strophe ist mir im Gedächtnis geblieben: „Ich glaube, daß mein Heiland Jesus Christ, Nicht, daß der Mensch in Rom mein Richter ist“. — Ich habe dieses Gedicht vor langer Zeit meinem Onkel, Großvaters Sohn Wilhelm, gegeben, lange nach dem derselbe sein Buch „Vorhofflänge, von einem Wahrheitsfucher“ herausgegeben. Den Onkel interessierte das Gedicht ganz ungemein; er hatte keine Ahnung von dem Vorhandensein desselben, aber viel Verwandtes fand er in den darin niedergelegten Anschauungen mit seinen eigenen, wenngleich er vermutete, daß der Großvater das Gedicht nicht selbst verfaßt, sondern irgendwo gefunden und für sich abgeschrieben habe, denn Manches darin schien ihm doch nicht vereinbar mit seines Vaters Denkweise. Gleichwohl enthielt die Blechkiste manche unzweifelhaft von ihm verfaßte Beweise, daß der Großvater auch in der edlen Verskunst wol zuhause war; namentlich hat er sich auch in launigen, oft recht witzigen Epigrammen, lokale Verhältnisse betreffend, ergangen. Einige waren sogar den allerhöchsten Kreisen zugewandt; die stammten aus jener Epoche, in der Friedrich Wilhelm II., Neffe Friedrichs des Großen, Preußens König war. Auch der damalige Minister Böllner und allenthalben dem Hofe nahegestellte Damen bekamen ihren gehörigen Anteil.

Großvater hatte einen schönen Umgangskreis. An einem festgesetzten Abende kamen die hervorragendsten und gleich-

gesinnten Männer der Stadt: Pastor Müller, dessen ihm von seinen Freunden gesetztes Denkmal am Brunnen steht, Rektor Rauschenbusch, August Sternberg, Konrektor Holtzhaus, der Großvater und einige Andere zusammen. Es wurde dann gelesen und über das Gelesene gesprochen.

Der alte Konrektor Holtzhaus namentlich war ein treuer Hausfreund des Großvaters. Seiner Schule entwachsen, kamen die Söhne des Großvaters: Onkel Arnold, unser Vater und Onkel Wilhelm in das Wilberg'sche Institut zu Elberfeld. (Die beiden ersteren hat Holtzhaus später, neben Herrn Theod. Sternberg, zu seinen Testamentsvollstreckern ernannt.) — Holtzhaus ist ein Original gewesen, und es wurde in unserem Elternhause noch oft von ihm geredet. Auch ein gar eifriger Botaniker war der alte Herr, und im Anschlusse hieran erzählte unser Vater manches Ergögliche. So erinnerte er sich eines lustigen Stückleins. Als er noch Schüler des alten Konrektors war, da hat er an einem heißen Samstagnachmittage neben seinem Vater auf der Bank vorm Hause gesessen. Der alte Konrektor hatte mit ihnen Kaffee getrunken und war dann, trotz der Sonnenhitze, ins sogenannte Rotteköhlchen — ein kleines Wäldchen beim Brunnen — gewandert, um dort nach seltenen Pflanzen zu suchen, die daselbst wie nirgend sonst in der Gegend zu finden waren. Er hatte versprochen, auf dem Rückwege wieder bei ihnen einzukehren. Und so sahen sie ihn denn um die Hausecke herumkommen. Mit bedächtigen Schritten und steifgehaltenem Kopfe, den langen Stab beim Gehen vorsichtig vor sich hinsetzend, ist der alte Herr näher gekommen. Hinten, an der Spitze seines Dreimasters, hing ein langer Blütenstengel — eine schlimme Giftpflanze ist's gewesen — senkrecht den Rücken hernieder. Er hatte gerade diese Pflanze lange Zeit her vergeblich gesucht. In der schwülen Sommerhitze hatte er sie so am besten unbeschädigt heimzubringen gemeint, denn ihm grade entgegen brannte die

Sonne noch heiß, hinter ihm aber lag sein Schatten. „Endlich, Herr Gevatter, habe ich sie, aber nicht anfassen!“ Mit den Worten begann der alte Herr sich langsam um seine Axt zu drehen — da, das Unglück schreitet schnell! In der Gestalt des alten Pferdeknechts Hinnerk ist gekommen. Der tritt tapfer auf den alten würdigen Konrektor los: „Hähr, se hett uh föörn Narren gehatt“ — und mit den Worten greift Hinnerk in voller Entrüstung nach der Giftpflanze, reißt die Schöne vom Dreinaster herunter: „So Blagentüg“ schimpft er weiter und zertritt unbarmherzig die bereits geknickt am Boden Liegende. Der alte Herr aber hat erst stumm und starr drein geschaut, und dann hat er schließlich einstimmen müssen in das herzliche Lachen des Großvaters.

Hinnerk war der älteste Knecht auf dem Hofe und als Hütejunge eingetreten. Nachher war er der oberste Hoffknecht. Unsere Mutter hat ihn sich oftmals abends, wenn der Vater in Gesellschaft und wir Kinder zur Ruhe gebracht waren, zu sich ins Wohnzimmer gerufen, daß er ihr erzähle von alter Zeit. Von einem großen Viehsterben hat er ihr erzählt, und wie die Großmutter, nachdem die letzte der zahlreichen Kühe zur Grube geschleppt sei, sich der Thränen nicht habe erwehren können, und wie der Großvater dann, sich ihr zuwendend, ernst gesagt: „Christine Elisabeth, et sind keine Kinner!“ Aber die Großmutter sei in allen Lebenslagen so tapfer gewesen. Und mit Stolz hatte der alte Hinnerk, der zugleich Bienenvater war, immer betont: Er habe bei Todesfällen auf dem Hofe auch den Pferden und Zinnen es angesagt. Dem Reiterpferde des Schulken zuerst: „Schimmel, Schimmel, de Hähr es dot“; ebenso bei den Zinnen: „Zinken, Zinken, de Hähr es dot!“ u. s. w. Bei den Frauen aber — Hinnerk war schon beim Tode der Großmutter unseres Großvaters in den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als Junge auf dem Hofe gewesen — da sei er mit dem Großknecht bei der

Anfage rundgegangen und habe es zuerst den Kühen und Rindern, zuletzt dem Federvieh gemeldet. Und selten hatte Ginnerk vergessen, beim Schlusse solcher Berichte kopfschüttelnd zu sagen: „Frau, et es nix mår op der Welt, då olle Brühke (Bräuche) kommt noch alle af, et es tid, dat Ginnerk in de Erde krüppet.“ Aber wolgetan hatte es ihm jedesmal, wenn die Mutter dann sagte: „Ne, Ginnerk, wir können Euch noch nicht missen.“

Von echt deutscher Gesinnung ist unser Großvater auch gewesen und ein guter Preuße. Die Fremdherrschaft war ihm ein Greuel. Er war schon von schwächerer Gesundheit, als Friedrich Wilhelm III. den Aufruf an sein Volk erließ. Aber da hat's kein Zagen, kein Ansiehelsbedenken gegeben. Seinen ältesten Sohn aus zweiter Ehe, Arnold, der als Zwanzigjähriger im Heinr. Sternberg'schen Hause die Kaufmannschaft erlernt und zur Zeit dort noch konditionierte, stattete er sofort aus, ebenso einen Freund desselben, den nachherigen Regierungsbaurat Buchholz, der verwaist und unbemittelt war, daß sie als Freiwillige in das Lützow'sche Jägerkorps eintreten konnten, wonach beide hochbegeistert verlangten. Unser Vater war derzeit ein vierzehnjähriger Schuljunge, aber mit Tränen hat er gefleht, ihn doch auch mitziehen zu lassen, freilich vergebens. Aber als nun die Russen ins Land kamen, da hat der Großvater ihm ein auf dem Gute krank gewordenes Rosaden- oder Baschkierenpferdchen, das zurückgelassen werden mußte, um wenig Geld erhandelt. Das ist denn bald gesund gepflegt worden. Und als nun die Ferien gekommen, da hat unser derzeitiger treuer Nachbar Burbach, auch ein echter Patriot, unseren Vater zu seinem Adjutanten ernannt. Denn Herr Burbach selbst ist Kommandant des Landsturms gewesen, der sich zu jener Zeit in Schwelm gebildet hatte, dessen Oberbefehlshaber der alte Herr Moritz Scherz war. Und so ritt denn der kleine Adjutant allmorgens

mit hinaus nach dem Dsjenkamp, wo der Landsturm seine Exercitien machte. Da ist es dem guten Onkel Burbach einmal traurig ergangen. In geschlossener Kolonne pflegte der Landsturm hinter den Voranreitenden bei der Heimkehr bis vorn in die Ostenstadt zu marschieren; dort wurden die Leute in ganz militärischer Art entlassen. An einem ungewöhnlich heißen Vormittage war es, und ermüdet ist das Bataillon heimwärts gezogen. In der Ostenstadt angekommen, ruft der Kommandierende mit kräftiger Stimme: „Ganzes Bataillon halt!“ Du lieber Himmel! Niemand mehr hat hinter den beiden hohen Offizieren gehalten, als der winzige Adjutant und hinter dem die beiden Tamboure. „Himmel Donnerwetter“, hat Onkel Burbach im höchsten Zorne gerufen, „wo sind die Kerle? Kriegen alle Arrest!“ Jawohl! Einer nach dem anderen war still mit seiner Muskete — oder wars ein Säbel? — in seine Haustür und zu Muttern hineingegangen.

Unserem Vater war ein frischer Humor eigen, und er hatte eine besondere Gabe, kleine anekdotenhafte Erlebnisse oder Ereignisse zu erzählen. Der Onkel Wilhelm ist damals etwa sieben Jahre alt gewesen. Als die Baschkieren einrückten, und der Hof mit einer großen Anzahl dieser Steppensöhne belegt wurde, da hat er just seine ersten Schäftestiefelchen angehabt. „Mutter, Mutter“, hat er gerufen und sich jammernd an deren Schürze geklammert, „zieh mir die Stiefel aus, geschwind, geschwind!“ Einige Tage vorher hat sich nämlich begeben, daß gleiche Gäste bei seinem Onkel Wirminghaus auf Schweflinghausen einkehrten und bei ihrem Abzuge einen Führer durch den Busch verlangten. Der Besitzer hat einen Knecht geheißt, mit den Unholden zu gehen. Der hat eilig sein einziges Paar Stiefel angezogen, das war sein Unglück. Denn als die Braven glücklich am Ausgange des Wäldchens waren und das Städtchen ‚Rade vorm Wald‘ vor sich sahen, da haben sie den armen Dirk ohne weiteres zu

Boden geworfen und ihm ganz gemüthlich die Stiefel ausgezogen, sodaß der barfuß und tief erschreckt zuhause angekommen. Die Schreckenskunde hatte den kleinen Onkel so in Sorge gebracht um seine einzigen neuen Stiefel. Noch in später Zeit mußte er davon hören.

Als Blücher durch Schwelm kam, da haben die Bürger an ‚Sternenbergs Häuschen‘ dem gefeierten Mann die Pferde ausgespannt; sie haben ihn im Triumph weiter gezogen, und als darnach die Victoria vom Brandenburger Thor aus Paris zurückgebracht wurde, haben die Schwelmer es wieder so gemacht, und unser Vater hat beidemale tapfer mitgezogen.

Das alte Gut „Möllentotten“, an der Kölner Landstraße gelegen, so hieß es in alten Schriften, war seit uralter Zeit auch ein Gasthaus in durchaus patriarchalischer Weise. Manche Reisende herbergten in den großen, niedrigen Stuben des Obergeschosses, und namentlich auch die sogen. ‚Schirremeister‘, stapelten daselbst, um die Frachten nach Frankfurt und Leipzig zu erwarten. Jeder bessere Reisende ist gern dort eingekehrt. Sogar ein Marschall von Frankreich, Victor François, Herzog von Broglie, hat als Flüchtling im Jahre 1794 mit seinem Gefolge eine Zeit lang die Gastfreundschaft des Großvaters in Anspruch genommen, bis er bei Herrn Aug. Sternenberg in Schwelm eine geräumigere Wohnung fand. Sein Sohn, Herzog August Joseph, starb hier im Jahre 1795 und wurde in der damaligen kathol. Kirche zu Schwelm begraben; der Grabstein ist neuerdings auf dem Hofe des Gymnasiums wieder aufgestellt worden.

Aber unserer guten Großmutter ist es, kurz nachdem sie als junge zweite Frau des Großvaters dort eingezogen, doch einmal fast schlimm dabei ergangen. Sitzt sie gemüthlich am Spinnrade im Wohnzimmer. Da tritt ein kleines Männchen zu ihr herein, im blauen Kittel und im Munde ein irdenes Muzpfeisken, einen derben Wanderstock in der Hand.

Er bietet ihr freundlichen ‚Guten Abend‘ und fragt alsdann, ob sie denn die junge Frau sei, und ob ihr Mann zuhause, er sei ein guter Freund von dem und gedenke, die Nacht dazubleiben. Die Großmutter denkt bei sich: ‚ein guter Freund? ja, so sieht mir der doch nicht ganz aus‘, dann sagt sie: ‚ja, ihr Mann sei nun gerade nicht zuhause, der sei in der Stadt‘, und auf die weitere Frage, ‚wo er denn zu treffen‘: ‚er werde bei Braselmann in der Schönenbecke*) sein‘. „So, da sei er auch gut bekannt, bis nachher denn!“ Damit geht der Kleine, und die Großmutter sinnt über den ihr so eigentümlich vorgekommenen Gast und darüber, wo sie den wol unterbringen wolle, und beruhigt sich schließlich mit dem Gedanken, der Großvater werde ihn vielleicht gar nicht mitbringen, ihn veranlassen, in der Stadt irgendwo zu herbergen. Und nachher steht sie in der Küche und rührt Eierkuchen ein. Da kommt der Großvater auf den Hof, und sie sieht, er hat richtig neben sich den unansehnlichen Kleinen im blauen Kittel, mit der Muzpfeife und dem Knüttel, den Lederriemen davon um die Hand geschlungen. Doppelt winzig ist ihr das Männchen vorgekommen neben der stattlichen Gestalt ihres Mannes, der, sorgfältig gekleidet, den Stock mit langem Elfenbeingriff beim Gehen bedächtig vor sich hinsetzte. Aber siehe da! Beim Ueberschreiten der Hausschwelle ließ der Großvater dem Männchen den Vortritt. Und dann hat's geheißen: ‚Guten Abend, Christin' Elsbeth, schlag nur ein paar Eier mehr in die Pfanne; einen verehrten Gast haben wir gekriegt, den Herrn Oberpräsidenten von Vincke!‘ — Der Großmutter ist ein großer Schreck in die Glieder gefahren. Aber herrliche Eierkuchen und Schinken hat's den Abend gegeben. Und die Beiden haben nach dem Abendessen lange in traulichem Gespräch bei-

*) Ehemals das Hauptgasthaus in der Stadt.

sammengesessen: die Großmutter aber hat ihr bestes Fremdenbett mit ringsum ziskattunenen, großblumigen Gardinen und einer, auf einer gedrehten Säule ruhenden, himmelblauen Wachstuchdecke, an der lauter goldglänzende Sternchen saßen, und in deren Mitte eine Taube, schneeweiß mit ausgebreiteten Flügeln wie schwebend angebracht war, aufgemacht wie noch nie, so hoch, daß Se. Excellenz gewiß nicht ohne Klettern hineinkam. Das erzählte die Großmutter gern, und kein Gast ist ihr seitdem lieber gewesen und höher von ihr verehrt worden als der alte Vincke, denn sie wußte gar bald, welcher echter, prächtiger Kern in dem äußerlich schlichten Manne steckte.

So mag noch eine kleine Begebenheit aus des Großvaters Zeit hier Platz finden. Zwei unserer Schwestern — wir sind sieben Töchter des letzten Besitzers vom alten Schultenhouse, Heinrich Langewiesche — Elise und Anna (Elise nachmals verehelichte Professor Dr. Steeg in Trier, und Anna verehelichte Buchhändler Geiser in Leipzig) wurden fürs höhere Lehrfach ausgebildet. Im Sommer 1857 — unser Vater starb in demselben Jahre am 9. September und war da schon recht leidend — reiste der jüngste Bruder unseres Vaters, der Buchhändler Wilhelm Langewiesche, mit den beiden jungen Mädchen nach Düsseldorf, wo diese ihr Staatsexamen abzulegen hatten. Zu der Prüfungskommission gehörte auch der damalige, jetzt längst verewigte Regierungsschulrat Landfermann aus Koblenz, und der Onkel machte mit den beiden Mädchen bei demselben pflichtschuldig Besuch. Als der alte Herr nun den Namen Langewiesche gehört, da hat er wie überrascht aufgeblickt und gefragt: „Herr Langewiesche, stehen Sie vielleicht in verwandtschaftlicher Beziehung mit den Langewieschen auf dem ehemaligen alten Schultengute Möllenkotten?“ Da hat ihm der Onkel mitgeteilt, daß er der jüngste Sohn des letzten Schulten, und die beiden Examinandinnen dessen Enkelinnen

feien. „Das ist mir eine wahre Freude“, hat der Regierungs-Rat darauf lebhaft gesagt, „da muß ich ihnen eine kleine Episode aus meiner Jugendzeit erzählen.“ Und dann hat der alte Herr — vor jetzt vierzig Jahren war jene Begegnung des Onkels und der Schwestern mit ihm in Düsseldorf — in behaglicher Weise seine Erzählung begonnen. Wörtlich kann ich dieselbe ja nicht wiedergeben, aber sie ist mir gut im Gedächtnis geblieben, seit der Onkel sie uns in jener Zeit treu mitgeteilt. Und so meine ich, nicht fürchten zu müssen, der Wahrheit irgend zu nahe zu treten, wenn ich hier, in der Wiedergabe, den alten Herrn selbsterzählend aufführe.

Also: „Im Spätsommer 1814 ist's gewesen. Unser sechs Studenten machten in den Ferien eine Fußreise von Halle in die rheinische Heimat. Wir zogen mit großer Reise-lust und wenigem Gelde die Bettenstraße. Das Geld war gerade recht knapp geworden. Erst in Elberfeld konnten wir wieder im Hause des Herrn Direktor Wilberg und der Familie Wülfig guter Aufnahme gewiß sein. Aber es war Abend und eine weite Wegestrecke hatten wir desselbigen Tages zurückgelegt. Wir waren müde, hungrig und durstig sondermaßen. Das Städtchen Schwelm wollten wir nur noch erreichen. Da lag, nahe vor demselben, ein gar patriarchalisch und einladend aussehendes Besitztum mit einem Gasthauschilder über der Hausthür. Und auf einer Bank draußen, neben der Thüre, saß ein stattlicher und würdig erscheinender Mann, in dem wir sofort den Hausherrn erkannten. Nach kurzer Beratung traten wir an ihn heran und fragten mit halbem Mute, ob wir hier Herberge finden könnten und ein bescheidenes Abendbrot. Mit scharf prüfenden, klugen Augen ließ der alte Herr seine Blicke über jeden Einzelnen gehen, und nach einigen kurzen Fragen über „woher und wohin“ erhob er sich und sagte mit gewinnender Freundlichkeit: „Ja,

kommen Sie mit!" Und dann schritt er uns voran nach der Giebelseite des Hauses, und wir folgten ihm und kamen auf eine große Diele. Dort wandte er sich einer uns freundlich entgegenblickenden, am Herde beschäftigten Frau zu und sprach einige Worte mit ihr, während wir uns noch bescheiden an der Thüre zurückhielten. Dann hieß der Hausherr uns ihm folgen; eine Treppe ging's hinauf, und oben geleitete er uns in ein großes, lustiges Zimmer. „So, hier machen Sie es sich nach Herzenslust bequem!" damit verließ uns der freundliche Wirt. In drei Ecken des weiten Raumes stand je ein hochgetürmtes Bett von riesiger Breite. Als bald erschien eine Magd. Die bezog die Betten mit frischen Bezügen und schneeweißem Linnen. Darauf deckte sie den mächtigen eichenen Klapp Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand. An der einen Wand stand ein Pultschrank mit einem Aufsatz, der unverschlossene Glastüren hatte. Hinter denselben sahen wir staunend nur klassische Werke: Klopstocks „Messiade", Goethes und Wielands Werke, die man auf ländlichen Besitzthümern nicht leicht vermuten konnte. Aber es wurde aufgetischt. Es gab ein opulentes Mahl. Mit gewaltigem Appetit und mit klopfendem Herzen ob unserer schmalen Börse, setzten wir uns zu Tische; es schmeckte so prächtig, und wir waren so hungrig. Nach beendigter Mahlzeit kam unser Gastgeber noch einmal zu uns herein, er ließ zwei Bouteillen Wein mit Gläsern auf den Tisch bringen und setzte sich eine ziemliche Weile zu uns, und wir freuten uns der verständigen Rede des Mannes. „So", sagte er schließlich, sich erhebend, „jetzt lassen Sie es sich wohl sein, und wollen Sie noch lesen, darinnen sind gute Bücher, und dann wünsche ich eine geruh-same Nacht!" — Frühmorgens rüsteten wir uns zur Weiterreise. Wir beschloßen, ohne Frühstück zu wandern, denn wir wußten nicht, ob unsere Barschaft auch nur reichen würde für die reichliche Abendmahlzeit. Ich hatte die gemeinsame

Kaffe, und zagend schritten wir hinab auf die große Diele, wo unser Wirt uns mit freundlichem Morgengruße entgegen trat. Recht schüchtern hat ich um unsere Rechnung. „Ach was!“ erwiderte er in herzlicher Weise, „verderben Sie mir doch die Freude nicht mit bezahlemwollen; Sie sind mir liebe Gäste gewesen, und wir trinken jetzt miteinander einen tüchtigen Kaffee.“ Als wir endlich aufbrachen, gab uns der liebe Mann noch eine weite Strecke das Geleite. Wir verabschiedeten uns mit herzlichem Danke, davon er nichts wissen wollte. „Still, still“, sagte er, „aber versprechen sollen Sie, daß Sie auf der Rückreise wieder bei mir eintreffen und meine Gäste sein wollen.“ Wir habens gern versprochen. Sind auch, freilich erst gegen Ostern des folgenden Jahres, wieder eingekehrt; aber unseren gastfreundlichen Wirth fanden wir nicht, der war wenige Wochen vorher zur letzten Ruhe hinausgetragen worden. Als wir das hörten, wollten wir weiterziehen, aber die Hausfrau litt es nicht; wir wurden in dasselbe Zimmer, welches wir vordem inne gehabt, hinaufgeführt. Außerlich war alles wie damals: wir hatten gleich gute Bewirtung, man nahm wieder keine Bezahlung, wir erfuhren, daß der Geschiedene uns froh erwartet hatte, er war plötzlich vom Schlage getroffen worden — aber es war doch alles so anders geworden. Stilles, trauriges Schalten und Walten war im Hause. Beklommenen Herzens zogen wir unsere Straße; ein treues Gedenken an den biedern Mann haben wir alle, die wir derzeit dort gewesen, ihm sicher bewahrt.“

So hat der alte Regierungsrat dem Onkel und den Schwestern erzählt. Die jüngste Tochter dieses Onkels hat einige Jahre später eine schöne Pensionszeit in Coblenz im Landfermannischen Hause verlebt.

In den nachgelassenen Papieren des Großvaters befand sich auch ein ‚Rescript Friedrichs des Großen‘, welches wörtlich lautet:

Bescheid auf ein Gesuch der Stadt Cleve um Anstellung noch eines Advokaten.

Ich will weder hier noch in Preußen oder der Mark Brandenburg mehr Advokaten wissen. Denen Clevern und Westfälern aber, die von Gott und der Vernunft entfernt und zum Streiten und Zanken geboren sind, denen soll man, um ihres Herzens Härte willen, soviel Advokaten geben, als sie haben wollen, aber vor Jedem sollen sie zweihundert Reichsthaler in die Rekrutenkasse zahlen.

Friedrich Rex.

Ich nahm das Schriftstück vor vielen Jahren mit nach Bochum zu unserem Schwager F. D. Cramer, der jederzeit ein lebhaftes Interesse an den alten Traditionen unserer Familie gezeigt. Er schickte das Papier sogleich in die Stumpfsche Druckerei. Das Reskript erschien im „Märkischen Sprecher“ unter der Überschrift: „Gefunden in den Papieren eines alten Schultengutes.“ Darnach hat das Reskript seinen Weg sicher durchs halbe Preußenland gemacht. Die „Kölnische Zeitung“ brachte es, und fern und nah druckten die Lokal- und auch größere Zeitungen den Erlaß. Der verstorbene Reichstags-Abgeordnete Berger hat ihn in das Buch mit aufgenommen, das er über seinen verstorbenen Schwiegervater Friedr. Harfort — dem ‚alten Fritz von Westfalen‘ — geschrieben.

Ein Nachruf, den sein naher Freund, der damalige Pastor Naushenbusch in Altena, im Jahre 1815 in Nr. 20 der Zeitschrift „Germann“ ihm gewidmet, enthält eine klare Darlegung des Wirkens und Schaffens unseres Großvaters und giebt uns ein Charakterbild des vorzüglichen Mannes, das wohlgeeignet ist, seinen Enkeln eine Mahnung zu sein, des Großvaters sich würdig zu erweisen. Darum lege ich diesen Nachruf in wortgetreuer Abschrift hier nieder.

„Denkstein.“

Also der gute Langelwiese in Möllenkotten ist nicht mehr! Fern von ihm vernahm ich seine Krankheit und seinen Tod zugleich, und manche Tage sind vergangen, wo ich seiner stets wie-

der gedacht habe, und seine Landsleute werden mir vergönnen, dem entflohenen Geiste ein Lebewohl nachzurufen. Viele sahen sein Leben, und Vielen schmerzte sein Tod.

In Gasthöfe geht man sonst nur um körperlicher Stärkung und Erquickung willen. Zu dem feinigem kamen Viele, um sich durch die herzliche und verständige Rede des Wirthes für manches auf Reisen Entbehrte, zu entschädigen. Wo war man stiller und froher als bei ihm? Wo war eine solche Liebe zwischen Gatte und Gattin? eine solche Uebereinstimmung zwischen Eltern und Kindern? Wie der vom raschen Schicksal umhergetriebene Krieger sich freut, wenn er in einem stillen Haine einmal auf Stunden ruhen und durch die Wipfel der Bäume den Himmel erblicken kann! So war es dem Wanderer, der daheim geliebte Menschen verlassen hatte und im Gewirre von Geschäften und fremden Menschen die schönen Bilder seines Lebens verdunkelt sah, wenn er zu Langewiesche kam. Hier war Friede und Liebe, hier fühlte es Mancher: In der Welt ist doch noch Liebe, und blickte dann den segelnden Wolken nach und gedachte sehnend der Heimat.

Der verehrte Langewiesche war nicht blos durch Schulweisheit, sondern durch Geist und Herz gebildet. An einem Gastwirth gehen so viele Gestalten vorüber. Er sieht die Menschen, die mit Wünschen, Hoffnungen und Kümernissen die Heimath verlassen oder zu ihr zurückkehren. Er erfährt das Innere eines Menschen oft in einem Abende besser als dessen Hausgenossen in Jahren. Er sieht das stete Wechseln im Leben und trifft bei einzelnen Menschen oft auf die hellsten Augenblicke desselben. Und dennoch ist der Sinn so weniger Wirths ernst und fest auf etwas Höheres gerichtet. Sie machen Erfahrungen und wenden sie nur selten zum Heile der Menschen an; sie sehen Fehler und wissen nicht zu rathen; sie sehen Menschen versöhnt mit ihrem Schicksal aus der Ferne heimkehren und geben ihnen nicht das Wort mit, woran sich die zarte Pflanze des häuslichen Frohsinns halten könnte. Das Alles that Langewiesche. Er hatte mit gefunden Augen die Menschen angesehen, er liebte sie, er entließ Manchen mit guten, treuen Worten, deren Inhalt die Menschen nachdachten, ohne zu wissen, daß Langewiesche sie hätte belehren wollen. Er wußte die Guten zu den Guten hinzuweisen, und Viele verdanken ihm Verbindungen, wodurch sie glücklich wurden. Und was selten bei einem Gastwirth ist, er fand noch immer Zeit, etwas zu lesen und hatte Sammlung genug, das Gelesene zu überdenken. Alles, was auf Menschenwohl hinführt, war ihm theuer. Ueber Landwirthschaft, über Fabriken, über Verbesserung

des häuslichen Lebens, über Veredelung des öffentlichen Unterrichts las er gern und sprach dann mit Sachkundigen darüber. Nie maßte er sich an, etwas zu wissen, was er nicht wußte; nie gab er sich den Schein noch höherer Bildung, als die in seinen Jugendverhältnissen ihm hatte werden können. — Der Wanderer kommt und geht, und ein ganzes durchwandertes Land ist ihm oft nur eine Brücke und er sieht es nicht wieder, und die Bilder blühender Landschaften und prächtiger Städte treten in's ferne Dunkel, aber das Wort, das er von Langewiesche gehört, der Geist einer ganzen Gegend, der dem Fremden in diesem einen Menschen offenbar zu werden schien, der begleitete ihn und verließ ihn nicht. Manches edle Wort, das Langewiesche sprach, ist in die Ferne getragen, und wir wissen nicht, daß es Früchte gebracht. Aber, wenn du einst in die Ferne ziehst, Jüngling, und in einem Thale der Alpen, in den Bergen von Sachsen sagst, du seist vom Wupper- oder Ennepe-Ufer, vielleicht fragt dann Mancher nach dem alten, braven Wirthe zu Möllentotten; und wenn du dann sagst, er ruhe, wie wir Alle zu ruhen wünschen, so wünscht der Ferne, daß Langewiesche im Himmel auch eine Wohnung habe, worin er Viele aufnehmen könne, die hier ausgepilgert und müde dort ankämen.

Nicht bloß der Fremde fühlte bei ihm, das: „Sei uns der Gastliche gewogen“ sei erhört, gewiß auch die Menschen, die ihm näher standen, genossen viel durch ihn. Wer, wie Langewiesche, in Demuth die Bildung empfängt, die höhere Geister geben, und sie mit Deutlichkeit und Stärke da wieder hinlegt, wo er auf ihm untergeordnete Menschen trifft, der gehört zu den wichtigsten Werkzeugen der Menschenbildung. Wir sind Fälle bekannt, wo weder Prediger noch Aerzte gewisse Vorurtheile besiegen konnten, Langewiesche besiegte sie bald. Wenn er mit Menschen über ihr Gewerbe sprach, so mußte es wirken, denn sein immer wachsender Wohlstand bewies, er habe nicht in's Blinde hinein Neuerungen gewollt.

Wie innig war seine Freude, wenn etwas Großes und Herrliches geschah, ob diesseits des Meeres oder jenseits — das verminderte sein Gefühl nicht. Wie war er so ganz Weltbürger, wie schloß sich sein Geist so gern an jede edle Gestalt an, die ihm aus der Ferne zuwinkte! Wie wünschte und wie arbeitete er, daß es besser werde in der Welt! Wenn ich künftig wieder den „Pächter Martin“ lese, dann werde ich dessen gedenken, daß du ihn jedes Jahr auf's neue lasest. Dann werde ich mich noch

manches traulichen Gespräches erinnern und mancher Aeußerungen Deiner Gutmüthigkeit. Und führt mich einst mein Pfad an Deinem Hause vorbei, und traure ich, daß Du nicht mehr da bist, dann werde ich forschen, ob Dein Geist in Deinen Kindern lebt, ob Dein Haus ein Tempel der Liebe geblieben ist, ob der bessere Mensch es noch gern betritt, ob der Wanderer empfindet, was er fand. — Ruhe sanft, fromme Seele!

Rauschenbusch.“

